

SILVANO COLA, *Priester*

*Verantwortlicher der Priesterbewegung am Weltzentrum der Fokolare in Rocca di Papa (Rom).*

in: Hagemann, Wilfried - Blaumeiser, Hubertus: Der Priester heute - Der Ordensmann heute. Dokumentation zum 1. Internationalen Kongress der Fokolarbewegung für Priester und Ordensmänner am 20. April 1982 in Rom, Augsburg o.J., 39-42.

## **Das Antlitz des verlassenen Jesus im Leben des Priesters heute**

Wenn ich von dem ausgehe, was ich sehe, habe ich wenig Grund, optimistisch zu sein. Und doch bin ich zuversichtlich: es ist die christliche Hoffnung, die mir Grund dazu gibt. Aus dieser Hoffnung heraus möchte ich Ihnen und mir selbst sagen, dass wir uns glücklich schätzen können, gerade in der heutigen Zeit zu leben, in einer Welt, in der alle Werte zusammenzubrechen scheinen, auch — und gerade — die religiösen, nicht nur bei den Laien, sondern — vielfach als Folge davon — auch bei uns Priestern und Ordensleuten.

Bisweilen entsteht in uns eine Art Nostalgie: Da denkt einer an die heroischen Zeiten der Märtyrer, in denen das Christentum blühte und sich verbreitete. Da träumt jemand womöglich vom Leben der Eremiten und Zönobiten, bei denen an die Stelle des blutigen Martyriums jenes langsame und geduldige Martyrium von Ascese und Liebestätigkeit trat, das den inneren Menschen wachsen und reifen ließ. Da schaut einer — nicht ohne Wehmut — zurück ins christliche Mittelalter. Damals sprachen die Menschen eine einzige Sprache: die Sprache der Kirche, der Theologie und der Mystik. Mag sein, dass der eine oder andere auch an die Blüte des Humanismus denkt in der Renaissance und danach. Damals hatte die Kirche großen Einfluss auf Erziehung und Bildung. Wenngleich der Humanismus eine mehr profane als religiöse Bewegung war, so ging es ihm letztlich doch um die *divinitas* des Menschen (und nicht nur um die *humanitas*).

Reformation und Gegenreformation brachten einen bedeutenden Einschnitt. [40] Statt sich dem Menschen und der Welt zuzuwenden, spaltete sich die Christenheit. Das Denken forderte unterdessen seine Autonomie gegenüber dem Glauben. Der Subjektivismus und der Liberalismus, der Marxismus und Freuds Psychoanalyse drängten die religiösen Wurzeln der Kultur immer mehr in den Hintergrund. So entstanden zwei verschiedene Welten, die kaum miteinander im Austausch standen: die säkularisierte und die kirchliche Welt. Erstere gründete auf der Vernunft, letztere auf dem Glauben.

Als der säkularisierte Staat die Kirche auch im Sozialbereich abzulösen begann, da meinten wir Priester, um unsere Mittlerrolle sei es gänzlich geschehen. Man hatte den Eindruck, es gäbe nichts mehr zu vermitteln. Sogar unter Christen war man ja zu der These gelangt: Gott ist tot. Wir begannen, uns fehl am Platz zu fühlen. Wir kamen uns in der irdischen Stadt fast als Fremdlinge vor. Eine Identitätskrise machte sich breit. Wir begannen sogar, die Identität und die Bedeutung der Kirche in der heutigen Welt in Zweifel zu ziehen. Meist hielten wir zwar fest an den Wahrheiten, auf die wir getauft waren, und machten sie auch zum Gegenstand der Verkündigung, aber unser Glaube war eher ein krampfhaftes Bemühen, den Bestand zu wahren, als ein Glauben an Gottes Allmacht in Jesus Christus und an die Kraft des Evangeliums.

Ja, wir tun uns oft schwer: Nach außen hin treten wir sicher auf, aber innerlich sind wir unentschlossen, vielleicht auch von Angst erfüllt, denn der Rationalismus hat vor uns keineswegs Halt gemacht; eine soziologisierende und psychologisierende Mentalität hat sich eingeschlichen, rein innerweltliches Denken hat sich hier und da breit gemacht. Wir verstehen nicht mehr, warum wir ehelos leben, und zweifeln am Wert des Zölibats. Wir wissen zwar, dass man seit der Zeit Jesu bis zum letzten Konzil ununterbrochen davon spricht, dass wir Priester untereinander und mit dem Bischof ein Herz und eine Seele sein sollen. In Wirklichkeit aber leben viele von uns in zermürbender Einsamkeit und leiden unter der tragisch gestörten Beziehung mit ihrem Bischof und ihren Mitbrüdern, wenn es um ihre persönlichen Probleme und Ansichten, um finanzielle Fragen oder um Zusammenarbeit geht. Wir haben uns ganz und gar auf die Liturgie konzentriert und wol-

len durch unsere Konzelebrationen der Einheit Ausdruck verleihen. Doch die Gegenwart Jesu im Gottesdienst, seine reale Präsenz in der Eucharistie — die gleichermaßen Quelle und Ausdruck der Einheit der Kirche sein soll — wird hinterher nicht in praktisches Leben umgesetzt. So laufen wir Gefahr, dass uns das „*agite quod tractatis*“ der Weiheliturgie als Heuchler hinstellt, weil wir im Gottesdienst eine ontologische [41] Einheit zum Ausdruck bringen, die wir in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen bald wieder Lügen strafen.

So kommt uns langsam der Sinn unserer Berufung abhanden, vielleicht auch der Sinn unseres Lebens. Doch weil wir an Gott glauben, schreien wir in unserer Einsamkeit auf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Hier muss ich nun hervorheben, dass ich durch die Fokolarbewegung diesen Schrei nicht als Psalmenzitat, sondern als „fundamentalen Sinn des Lebens“ verstanden habe. Das war zu einer Zeit, in der die meisten die Rede vom „verlassenen Jesus“ als eine neue, der Kirche wenig geläufige Lehre ansahen. In den frühen fünfziger Jahren hatte die Theologie ja noch gar nicht damit begonnen, sich intensiver mit der geheimnisvollen Verlassenheit Jesu am Kreuz auseinanderzusetzen.

Mir ging diese Verlassenheit eben darum als „fundamentaler Sinn des Lebens“ auf, weil uns Jesus in diesem Schrei wie nirgends sonst die Wahrheit seiner Beziehung zum Vater offenbart. So offenbart er uns aber auch das Gesetz des Lebens und der Gemeinschaft, jenes Gesetz, das gebietet, „das Leben zu geben“, um zu „sein“.

Und mehr intuitiv verstand ich jene einzigartige Betrachtung von Chiara Lubich, in der es heißt: „Ich habe nur einen Bräutigam auf der Erde: den gekreuzigten und verlassenen Jesus. Ich habe keinen anderen Gott außer ihm. In ihm ist der ganze Himmel mit der Dreifaltigkeit und die ganze Erde mit der Menschheit. Darum ist mein, was sein ist, und nichts anderes. Sein ist aller Schmerz und darum auch mein. Was mir wehtut, ist mein. Mein der Schmerz, der mich im Augenblick anrührt. Mein der Schmerz der Menschen neben mir.“

Damals verstand ich, was Priestertum eigentlich ist: Gerade in seiner Verlassenheit am Kreuz, in der er die Sünde und allen Schmerz der Welt auf sich nahm, schenkte Jesus der Kirche das Leben. Da sagte ich mir: Mein ist also die Spaltung der christlichen Kirchen; mein sind die Auseinandersetzungen um die kirchliche Lehre; mein ist die gestörte Beziehung der Priester untereinander, zwischen Priester und Bischof, zwischen Priester und Laie, mein ist das Nichtverstehen des Zölibats und mein die Versuchung des Rationalismus; mein ist der Widerspruch von Verkündigung und praktischem Leben; mein die Einsamkeit zahlreicher Priester. Doch in all diesen Schmerzen finde ich Jesus. All dies ist sein Schmerz: jener priesterliche Schmerz, der — wenn ich ihn nehme und liebe — die Kirche hervorbringt.

Darum und allein darum haben wir Grund, Optimisten zu sein : Wenn in uns [42] der verlassene Jesus lebt und wir auf das Schweigen des Vaters, in dem unsere Identität und unsere Verwirklichung verlorengelassen, mit neuem Glauben an die Liebe des Vaters antworten, dann nehmen auch wir — in Jesus — an den Geburtswehen der neuen Schöpfung teil.

Dazu freilich müssen wir ihm gleichförmig werden. Obwohl er Gott war, wusch er den Aposteln die Füße; obwohl er mit Vollmacht redete, nahm er keinerlei soziale oder geistliche Machtstellung an. Er machte keinen anderen Anspruch geltend, als den, der ihm von Natur aus zustand: nämlich Mittler zu sein — als Sohn dem Vater bis in den Tod hinein zu gehorchen und als Bruder für uns Menschen zu sterben.

Ist das, was wir erleben, ein allgemeiner Zusammenbruch? Ganz im Gegenteil. Wenn wir wollen, ist diese Zeit die Morgendämmerung, die die Nähe des Auferstandenen ankündigt.